DIE WELT

Der Umkehrchrist

Der Schweizer Ludwig A. Minelli vermittelt Gift an Todkranke, die sterben wollen. In Deutschland sind seine Methoden verboten. Ein Hausbesuch

von Antje Joel

Ludwig A. Minelli, einst Journalist, später Anwalt, gründete vor sieben Jahren die Organisation Dignitas ("Würde") in der Schweiz
Foto: dpa

Das also ist der Mann, an dem sich die deutschen Geister zur Zeit scheiden. Dem das Volk applaudiert und an dem sich der Zorn, derer, die das Volk kontrollieren, entflammt. Ludwig A. Minelli. 72 Jahre alt. Blaues Hemd, blauer Anzug, blaugestreifte Krawatte. Hinter randlosen, leicht trüben Brillengläsern. Mit einem Lachen, das einem fröhlichen Meckern gleicht. Ein bißchen Bayer, etwas Italiener, Schweizer im Paß. Ehemals Journalist. Gerade noch Rechtsanwalt. Gründer und Generalsekretär des Schweizer Sterbehilfevereins Dignitas.

Und so einer also will jetzt nach Deutschland, nach Hannover, und dort eine Freitodfiliale eröffnen. Das Geschäft mit dem Tod von den Schweizer Bergen in die norddeutsche Tiefebene hin ausweiten, sagen Minellis Gegner aus Ärzteschaft, Kirche, Hospiz-Stiftung und Politik. Deutschland aus einem Tabu befreien, sagt Minelli. Die Leute reden machen über etwas, über das sie nicht sprechen wollen: Den Tod. Und des Menschen Recht, sich zwischen ihm und dem Weiterleben zu entscheiden. Das ist es, wobei Minelli in erster Linie behilflich sein will. Und in letzter Konsequenz erst, wenn die Entscheidung gefallen ist, beim Sterben selbst.

Als ich in seinem Haus auf der Forch am Wald-und-Wiesen-Rand Zürichs ankomme, bin ich um Minuten zu spät, und Minelli ist weg. Er hat Termine, so viele. Akut: Das Ehepaar, das aus Italien hergereist ist, zum Arzt begleiten, der das finale Rezept ausstellen soll. Später: Das Ehepaar zurück ins Hotel lotsen. Noch später: In einer NDR-Radiosendung mitreden, Minelli wird seinen deutschen Gegnern zugeschaltet werden aus einem Zürcher Studio. So hocke ich auf seinem Sofa im Schottenkaro, hinter mir seine Sammlung verrückter Teekannen in Kofferkuli-, Holzkarren-, Bambusstrauchform, vor mir an der Wand seine Auswahl kupferner Mokkakännchen, auf Tischen und Tischchen und links und rechts an den Wänden Bücher, "Gesammelte Aphorismen", Hans Küng und "1200 Pilze" und Karl-Valentin-Videos und die komplette Dokumentarwunderwelt der BBC. Aber bitte, sagt sein Mitarbeiter, Herr Minelli kommt gleich noch mal her, er lädt mich ein, auf dem Weg zum Arzt, das Italienerpaar schon im Schlepp. Ich nehme sie erst wirklich wahr, als wir mit dem Fahrstuhl hinauf in die Arztpraxis fahren.

Die Frau: Klein, schmal und grau. Von einer bewegenden Schönheit, die aus ihrer Zerbrechlichkeit rühren muß. Wenn sie spricht, klingt die Anstrengung in ihrer Stimme und zeichnet in ihrem Gesicht. Sie klammert sich gehend an ihren Mann. Der Schmerz, den sie bei jedem Schritt leidet, ist offenbar. Minelli sagt: "Sie leidet seit sechs Jahren. Sie hat jetzt die Nase voll." Mehr weiß er nicht. Der Mann: Kurz, kräftig, mit lichtem Haupthaar und dichten Brauen. Von einer Herzlichkeit, die überrascht. Zu dieser Stunde. An diesem Ort. Seine Frau hat sich doch entschlossen zu sterben. Morgen mittag. Um eins. Er wird an ihrem Bett sitzen, ihre schwächer werdende Hand halten. Er wird allein zurückfahren, nach Italien. Auf dem

Beifahrersitz allenfalls ihre Tasche, aus dunkel geblümten Brokat. Ihr Geruch wird noch darin hängen. Und sie wird dennoch nichts weiter sein als eine Tasche. Ab morgen mittag, um eins. Er reicht mir die Hand. Er wechselt Italienisches mit Minelli. Er lacht. Sie lächelt. "Wir sind bemüht, mit den Menschen, die zu uns kommen, freundlich und sachlich umzugehen", hatte Minelli im Auto gesagt. Er verbietet sich jede "Oh! Wie schrecklich!"-Attitüde. Ist es schrecklich? Was hier passiert? Ist es schrecklich, aus einer Schottensofa-Teekannen-Valentin-Wunderwelt heraus eine zum Sterben Entschlossene und ihren Mann zu empfangen? Oder ist es in seiner Banalität dem Vorgang des Sterbens angemessen?

Im Wartezimmer nehmen wir Platz. Ich muß mich beherrschen, die Zerbrechliche nicht anzustarren. Daß ihr für morgen beschlossener Tod in ihrem Anblick nicht greifbar ist, scheint unbegreiflich. Die Frau hat entschieden, zu sterben. Ihr Mann will sie, so weit möglich, begleiten. Der Arzt stimmt der Entscheidung zu. Und ich lese in ihren Gesichtern noch immer nichts. Das Schreckliche geizt mit dem Schrecken. Minellis Helfer nimmt das Rezept entgegen. Er wird das Mittel aus der Apotheke holen. Wir begleiten das Paar zurück ins Hotel. Auf und ab, durch die Schweizer Kuhlandschaft. Für Oktober scheint alles zu grün. Vor dem Hotel lädt der Italiener den Rollstuhl aus. Seine Frau, schmal, schmerzzerfressen, sagt mir zum Abschied etwas, unverständlich. Sie hebt noch einmal an, stockend, heiser vor Anstrengung: "Good luck - with - your work."

Minelli sagt, die Leute fragten ihn oft, ob ihm das nichts mache: Einem Menschen gegenüber zu treten, von dem er wisse, das der anderntags tot sein werde. Er schüttelt den Kopf. "In kosmischen Zeitspannen gerechnet, geht mir dieser Mensch höchstens um zwei Sekunden voran." Später noch, als wir in sein Auto steigen, um zum Nachtessen zu fahren, gestatte ich mir die beiläufigste aller Fragen: "Glauben Sie an Gott?" Er lächelt, fein, über das Autodach hinweg. "Ich habe nicht das Bedürfnis, mir diese Wissenslücke mit einer Metapher zu füllen." Der Glaube an Gott, sagt er, entsteht ja aus der Vorstellung des Menschen, hinter jeder Wirkung müsse auch eine Ursache stehen. Er macht eine Geste auf die Welt draußen, jenseits des Autofensters hin: "Jemand muß das doch alles erschaffen haben." Er spricht den Satz mit dem Amüsement eines Magiers, der den Zuschauer in seinen Illusionen wiegt. Und es besser weiß. Am Gasthaustisch, über seinem Bißchen Salat, ergänzt er sein Glaubensbekenntnis: "Ich brauche keine Krücken." Mir fällt ein Buddhasatz in den Sinn: "Wer keine Angst hat, braucht keinen Gott." "So ist es." Sagt Ludwig Minelli. Der eines Glaubens an Gott nicht bedarf. Der auf die Frage, was der Tod für ihn sei, antworten kann: "Das Ende." - "Danach kommt nichts?" - "Nichts."

Wir haben nur dieses eine Leben, sagt er, schon allein darum müssen wir in ihm aufeinander achtgeben und füreinander Sorge tragen. Minelli, der Umkehrchrist. Der sich um des endlichen Glückes Willen verpflichtet sieht, bestmenschlich zu handeln. Nicht, weil er glaubte, daß ihm eine glücklose Ewigkeit droht. Er sagt, so weit sei sein Leben ein gutes gewesen. "Ich habe gehandelt, wie ich es für richtig gehalten habe." Auch gegen das allgemeine Fürrichtighalten an. "Gegen den Strom zu schwimmen, macht einsam", sage ich. Minelli lächelt. "Einsam nicht. Man ist nur in der Gesellschaft, die man hat, eingeschränkt. Aber das ist in Ordnung. Wenn man das als Einsamkeit empfindet, wenn man sich selbst nicht aushält, dann geht so ein Leben natürlich nicht." Er sagt, es gebe wenige Dinge, die er sich vorzuwerfen habe. Ein Ausdruck von Härte legt sich auf sein Gesicht. "Aber um diese Dinge, oh, um die weiß ich ganz genau."

Ich muß an einen anderen Mann, eine andere Frau denken. Wie sie bei ihrem Nachtessen sitzen. Dem letzten, das sie gemeinsam einnehmen. Ein Mann mit buschigen Brauen. Eine Frau von gebrechlicher Schönheit. Wovon sprechen sie? Und wovon nicht? Worüber weinen

sie. Oder: Weinen sie nicht? Der Gedanke ist flüchtig. Ich müßte mich an ihn klammern, um ihn zu halten. Der Mann und die Frau - diese Parallelwelt in meinem Kopf verblaßt. Ich frage: "Wie wirkt das Mittel?" Natrium-Pentobarbital, 10 bis 15 Gramm. Aufzulösen in einem Deziliter gewöhnlichen Wassers. Wer sie nicht mehr trinken kann, muß sich die Lösung über eine Magensonde zuführen. Wer weder trinken noch eine Magensonde bedienen kann, muß sie sich mittels Infusion über eine Kanüle in die Vene leiten. In jedem Fall muß der zum Sterben Entschlossene sein Sterben selber einleiten. Kann er das nicht, kann Dignitas ihm nicht helfen.

Minelli sagt: "Zwei bis fünf Minuten nach der Einnahme schläft der Mensch ein." Und dann? "Er fällt in ein Koma und gleitet daraus schmerzlos hinüber in den Tod." Folge der Lähmung des Atemzentrums. Der Austausch von Kohlensäure und Sauerstoff in der Lunge gestoppt. Das Blut übersäuert. "Wie lange dauert es bis der Tod eintritt?" - "Durchschnittlich eine halbe Stunde." - "Wie lange in Ihrem längsten Fall?" - "Drei Tage." Minelli, hinter seiner randlosen Brille, sagt: "Wir wissen nicht, warum. Wir arbeiten daran." Pause. "Schwierig. Für die Angehörigen ist das schwierig." Wir haben aber die Erfahrung gemacht, sagt er, daß, wenn das Sterben ins Stocken geraten ist, es durch eine Umlagerung des Menschen, von der linken Seite auf die rechte, von der rechte auf die linke, wieder in Fluß gebracht werden kann. "Dann geht es wieder voran." Als sei da in dem Sterbenden etwas, eine unbekannte körperliche Anomalie, die das Gift gehindert hat, den Körper zu durchdringen. Ich muß an Pferde denken. Von denen ich gehört habe, daß ihr Körper, zu groß und zu schwer, bei der Einschläferung den Giftfluß bisweilen behindert. Wie darum ihr Sterben dauert. Und dauert. Natrium-Pentobarbital, früher in variierenden Dosen als Beruhigungs-, Schlaf- und Narkosemittel in der Humanmedizin eingesetzt, wird heute zur Tötung von Tieren verwandt.

Das Sterben, begleitet von Dignitas, findet in einer Zürcher Wohnung statt. In einem Mehrfamilienhaus, sagt Minelli. Mit hoher Fluktuation. Die Bewohner nicht oft daheim. Sie fühlten sich also auch nicht gestört. Bisweilen lotst er die Sterbewilligen und ihre Angehörigen in jene Wohnung. "Auch morgen mittag werde ich das wieder tun." Einen herzlichen Mann. Eine stille Frau. Wenn sie das Wasserglas leert, wird Minelli nicht mehr bei ihr sein. Den Becher wird ihr ein Anderer, eine Andere reichen. Freitod-Begleiter. "Was sind das für Leute?", frage ich. Menschen, die viel Erfahrung haben, sagt Minelli. Lebens-Erfahrung. Im besten Sinne. Dank einer gebrochenen Biographie. Die sind ihm lieber als solche, deren Lebensplan schnurgerade auf seine Erfüllung zuläuft. Einige kommen aus Pflegeberufen, natürlich. "Nach welchen Kriterien wählen Sie aus?" Er tippt mit dem Zeigefinger an seine Nase. "Hiernach", sagt er. Er habe sich niemals getäuscht.

Morgen mittag um eins wird der Lotse zurück in sein Haus am Stadtrand von Zürich fahren und auf den Anruf aus jener Wohnung warten, daß das Mitglied verstorben ist. Manchmal wartet er lange. Und dann ruft ein Freitod-Begleiter an, der für heute keinen Freitod begleitet hat. Der ihm sagt, daß das Mitglied sich anders entschieden hat. Daß es, statt heimzugehen, heimgefahren ist. Im irdischen Sinne. Wunderbar, ruft Minelli. "Das hier ist doch nicht so, daß wer A gesagt hat, zwangsweise B sagen muß." In sieben von zehn Fällen fahre der eben noch Sterbewillige wieder nach Haus.

Und das sei es, was er, Minelli, unter Suizidprophylaxe verstehe. Daß man dem seines Lebensdrucks Müden einen Ausweg eröffne, auf daß der Druck von ihm fällt. Aus dem Lebenmüssen ein Lebenkönnen machen, das will Minelli. Wie in dem Fall jenes jungen Iren, multiplesklerosekrank, Minelli hatte dessen Rollstuhl an jener Wohnungstür zusammengeklappt mit den Worten: "Wenn Sie es sich anders überlegen, rufen Sie mich an, dann fliegen Sie morgen zurück nach Irland." Nein, habe der Ire gesagt, sein Entschluß stehe

fest, er sterbe. Minelli sagt, er sei noch kaum zurück in der eigenen Wohnung gewesen, da habe sein Helfer angerufen, der Ire wolle zurück nach Haus. Minelli fuhr in die Stadt, klappte den Rollstuhl an jener Wohnungstür wieder auf, ging mit seiner Freundin und dem Iren zum Nachtessen, anderntags in den Zoo und am nächsten Tag flog der Ire heim. Fünfundeinvierteljahr später war er zurück. Endgültig. Aber, sagt Minelli: In der gewonnen Zeit hatte er ein Studium und eine neue Beziehung begonnen und sich mit seinen Eltern versöhnt. "So ein junges Leben, und es war noch zu vervollkommnen gewesen." In seine Augen steigt ein Glitzern. Dieser Fall ging ihm nahe, sagt er. "Wenn ich nur daran denke - aber - ohne Emotionen - wäre dieser Job doch gar nicht zu machen."

Zwanzig nach acht. In einer halben Stunde erwarten die Radioleute Minelli im Sender. Wir sind nicht weit von Zürich, nur zu weit, um pünktlich zu sein. Daß wir es doch schaffen, auf die letzte Sekunde, beschert Minelli beste Laune. "Sie sind sich aber bewußt, daß die anderen Teilnehmer ausschließlich die gegnerische Meinung vertreten", hatte der Moderator beim Vorgespräch ins Telefon gesagt. "Nur zu", rief der Alleingegenallematador fröhlich, "ich bin bereit, es mit einer ganzen Armee von Gegnern aufzunehmen!" Jetzt sitzt er allein, vor seinem Mikrofon, die Gegenstimmen aus anderen Studios über Kopfhörer im Ohr. Die Ärztin empört sich. Der Ethiker gibt zu bedenken. Der Vorstand der Deutschen Hospiz-Stiftung wütet gegen Minelli an. Minelli - in seinem Element - tönt zurück. Der Moderator scheitert um ein Haar an seiner Moderation. Hörer wählen sich in den Tumult, die fordern für sich, was Minelli fordert, bis auf einen, der ruft, es sei eine Sünde, sein Leben selbst zu beenden! Unter welchen Umständen auch immer! Und Gnade Gott denen, die es doch wagen!

Auch dieses Einen wegen ist Ludwig Minelli am Ende zufrieden. Er sagt, gäbe es ein Paar Hände, in denen er seinen Verein gut aufgehoben wüßte, er würde Dignitas in diese legen und sich Neuem zuwenden. Da ist noch vieles, auf das er neugierig ist. Ich denke: Ich werde ihn bitten, mich anzurufen, morgen, um eins. Ich will glauben, daß ich wissen muß, ob die Frau mit der schmerzstockenden Stimme tatsächlich gegangen ist. Ich bitte ihn nicht. Ich rufe ihn nicht an. Ab einem nicht näher benennbaren Punkt schien mir Frage und Antwort bedeutungslos.

Artikel erschienen am Do, 13. Oktober 2005 Artikel drucken

© WELT.de 1995 - 2005